Zeitschrift: Bericht über die Verhandlungen der Zürcherischen Schulsynode
Herausgeber: Zürcherische Schulsynode
Band: 81 (1915)

Artikel: Beilage XII : Meinrad Lienert, ein schweizerischer Volksdichter
Autor: Suter, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-743380

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Meinrad Lienert, ein schweizerischer Volksdichter.

Vortrag von **Dr. Paul Suter,** *Prof. am Seminar Küsnacht.*

Wenn sich rings um uns furchtbare Gewitter entladen, die Herzen der Völker sich verhärten und die Grenzen sich schließen, dann ziemt es auch uns, die Blicke einwärts zu lenken und zu prüfen: was sind wir selber wert? Alle Dinge werden neu gewogen, und man möchte wünschen, daß die Umwertung der Werte nach der guten Seite von Dauer wäre. Die Stürme dieser Tage lehrten uns, daß in der hochentwickelten Kultur unseres Jahrhunderts so viel Schönes und Heiliges mit so viel Seifenschaum und Firlefanz vermischt war, neben der edelsten Saat war viel geiles Unkraut aufgeschossen, und in der guten Frucht, die sich Zeit zum Reifen ließ und ihren Kern mit echter Lebensnahrung füllte, machte sich manche taube Aehre breit. Wenn dieser unselige Krieg die eine gute Folge hätte, daß er die Menschheit aufrüttelte und zur Einkehr und Umkehr führte, daß sie unterscheiden lernte zwischen den Dingen, die an der Oberfläche wachsen, und denen, die ihre Wurzeln hinuntersenden in die Tiefe des Menschentums, daß sie abwerfen könnte allen gehaltlosen Flitter, und zurückkehrte zur Einfachheit, zur Natürlichkeit, zur Wahrheit — dann wäre er die Tränen wert, die er kostet.

Man darf der Schweiz das Zeugnis nicht versagen, daß sie, wie in politischen und religiösen Fragen, so auch in literarischen Dingen, bei aller Abhängigkeit vom großen deutschen Kulturleben doch stets ihren eigenen Weg gesucht hat. Hallers Alpen werden von Goethe als der An-

fang einer nationalen Poesie bezeichnet, die Zürcher Bodmer und Breitinger befreiten die deutsche Literatur von der französischen Knechtschaft und ahnten schon die Größe Homers und Shakespeares, bevor Lessing und Herder mit ihren bestimmtern Forderungen auftraten. Und in der nachklassischen Zeit war es der Schweiz beschieden, in Gotthelf, Keller und Meyer drei Führer voranzustellen, deren Ansehen noch immer im Steigen begriffen ist. In das literarische Gründertum und den Revolutionstaumel der letzten Jahrzehnte hat sich die Schweiz mit wenigen Ausnahmen nicht hineinreißen lassen, wohl aber mit nüchternem, klarem Blick die Entwicklung verfolgt und sich mit ihrem kühlen, zähflüssigen Temperament das Gute langsam angeeignet. So ist es gekommen, daß unser Land in den letzten Jahren eine Reihe bedeutender Dichter hervorbrachte und das Ausland staunte über die scheinbar unerschöpfliche Fülle unseres lange als karg verschrieenen Kulturbodens. In dieser vielfarbigen Schar jüngerer Schweizerdichter ist Meinrad Lienert wohl das bodenständigste, am tiefsten in schweizerischer Eigenart wurzelnde Talent.

In der engen Welt der Schwyzerberge aufgewachsen, hat Lienert sich vollgesogen mit reiner Alpenluft und mit dem unverfälschten Volkstum dieses kernigen und urwüchsigen Schlages. Am vierzehnröhrigen Brunnen zu Einsiedeln trank er keinen religiösen Mystizismus und keinen konfessionellen Dünkel, wohl aber jene frische Würze gesunden Volksempfindens, das mit ungeschultem Blick das Echte und Wertvolle im Menschendasein erkennt, die bestehenden Formen als Außenseiten betrachtet und auf sich beruhen läßt, und im Menschen den Menschen sucht, — so weit er wenigstens vom selben Quellwasser genährt ist; denn dieser Volksstamm ist seines Eigenwertes sich bewußt und läßt sich nicht leicht durch fremde Tracht und Sitte imponieren. Es ist nicht immer ein Vorzug,

dieses Mißtrauen gegen das Fremde und Neue, diese Ueberschätzung des eigenen Wertes und das Festhalten an überlieferten Formen; aber es ist allen Naturvölkern eigen und wurzelt in ihrem Kraftgefühl und ihrem Sinn für das Wirkliche und Notwendige, und in ihrer Abneigung gegen alles Schwächliche, Gekünstelte, Verschrobene. Lienert spricht ganz im Sinne dieser Naturmenschen, wenn er fragt:

Was juchzed's ufem Bureland
Und i dä Städte nüd?
Si hend da ihri Chröpf viel z'voll,
Drum isch ne niene halb so wohl.
Juhuu, juhee, 's ist Summerszyt!
Mir lääred d'Chröpf, mir Burelüt.
Mer juchzed und wänn d'Wält verhyt,
Und wänn's im Schluck blo Mose git!

Wenn es dem schwäbischen Gesellen in der «Schmidjungfer» einfällt, zu reden wie die Einheimischen und einen Bürger bei seinem allgemein gebräuchlichen Uebernamen zu nennen, so verweist es ihm der Meister streng: «Du brauchst ihn nicht den geschmälzten Hobelspähner zu nennen, denn am End ist er doch ein hiesiger Bürger und du bist ein fremder Fetzel, verstanden!»

Ein altschweizerischer Freiheitssinn gärt in Lienerts Alpenvolk, und eine lebendige Erinnerung an die Zeit, da der Stier von Uri erklang und die Jungmannschaft über die Berge zog und den Welschen ein wildes «Haarus» in die Ohren donnerte. Das Brüllen des Uristiers ertönt nicht mehr, aber das Haarus ist nicht vergessen, das klingt unheimlich durch stille Nächte, als ein Zeichen und Kampfruf für die rauflustige Jugend, die in ihrem Lebensdrange kein besseres Ziel weiß. Denn Lienerts Menschen sind voll gesunder, unerschöpflicher Lebenskraft, die alle Muskeln und Sinne schwellt und zur Tat ruft und sich in hellen Jauchzern Luft macht. Sie sind keine gro-

ßen Philosophen, aber sie haben gesunde Nerven, harte Fäuste und dicke Schädel, die etwas aushalten. Kopfhängerei und weltfeindliches Grübeln sind verpönt, wir sind einmal in der Welt und müssen uns mit ihr abfinden. Da heißt es etwa: «Meine Großmutter hat allemal gesagt, wenn ihr den Weg durch die Welt nicht findet, wie wollt ihr da den Weg in den Himmel finden, wo es so viel Steine haben soll und Ränke?» Oder im Tanzgeiger: «Der Hergott hat halt jedem Wesen etwas gegeben, das ihm Musik macht.» Und diese Lebenslust blüht nicht allein bei den Jungen, sie ist auch den Alten noch eigen. In dem feinen Märlein der Großmutter erklärt die Erzählerin am Schlusse: «Sie danke dem lieben Gott für jeden Tag und jede Stunde, die er sie noch leben lasse, wenn man auch übel leiden müsse; es sei doch allemal noch tausendmal schöner auf der Erde als unter der Erde.» Der alte Schulmeister (Hagelkanone von Hellikon) schaut mit Behagen einer nächtlichen Entführung zu und meint sehnsüchtig: «Was hab ich von den versteinerten griechischen Göttinnen? Ich wollte lieber ein lebendiges Hellikoner Mägdlein.» Selbst der Pfarrer macht keine Ausnahme; und wennn er auch fünfundsiebzigjährig ist wie im «Bergvöglein» (Geschichten aus den Schwyzerbergen), so fühlt er doch noch etwas von dem Jugendfeuerlein, «in der Herzgegend, mein ich, züngelt noch hin und wieder ein Flämmchen auf.»

Nichts ist bezeichnender für Lienerts heitere Muse, als seine Pfarrer. Sie haben samt und sonders das Herz auf der Sonnenseite und verstehen das «leben und leben lassen.» Da ist nichts von der strengen Größe des Zahn'schen Gebirgspfarrers, auch nichts von Kastengeist oder konfessionellem Hader, nichts von der «ecclesia militans», keinerlei unversönliche Gegensätze zwischen dem Geistlichen und seiner Gemeinde. Er geht unter ihnen umher als die Verkörperung ihrer eigenen freudigen Weltanschauung.

Für seine Würde ist er nicht ängstlich besorgt, es schadet seinem Ansehen nicht das mindeste, wenn ihm einmal der Zilinder vom Kopfe fliegt, und wenn ihm der Volkswitz eins auftrumpft, so weiß er in gleicher Münze heimzuzahlen. Und so hell wie's ihm im Herzen ist, so hell muß es in seiner Kirche sein. «Voll Gold und Glanz will ich die Kirche haben», fordert der alte Pfarrer von Stagelegg von seinen g'hebigen Kirchenräten, «und will nicht ruhen, bis hellfarbene und grellbunte Scheiben und allerlei Zierwerk Alleluja durchs Kirchlein schreien. Einfach und nüchtern habt ihr's ja zu Hause in den Bauernstuben. Kommt ihr mir aber in die Kirche, soll nicht nur die Orgel Hosiannah singen, sondern auch Altar und Kirchlein über und über, auf dass sie in euern erkalteten Herzen die wärmenden Lichter der Hoffnung anzünden, auf dass euch das kleine Haus Gottes einen Vorgeschmack gibt von der Burg Gottes im himmlischen Jerusalem.»

In dieser sonigen Weltanschauung seiner Helden tut sich das heitere Naturell des Dichters kund, und sollte auch die eine und andere seiner köstlichen Geschichten mehr aus der Sehnsucht als aus eigenem Glücksgefühl geboren sein, und hört man auch oft auf dem Grunde seiner Seele ein leises melancholisches Glöcklein klingen, in seiner Gesamtheit ist er ein echter Sohn seines Volkes, am meisten da wo er seine Sprache spricht. Sie klingt nicht weich, sie klingt nicht süß, diese Mundart, herb ist ihr Geruch wie Gletscherluft, aber würzig und kraftvoll und ohne jeden Beigeschmack fader Sentimentalität.

Als Lienert auf den Plan trat, hatte die schweizerische Mundartdichtung schon ein Jahrhundert der Entwicklung hinter sich, und fing doch eben erst an, sich aus den Fesseln der Schriftsprache zu befreien. Denn erst der Naturalismus der achtziger Jahre hatte die Bedingungen geschaffen, unter denen die mundartliche Dichtung gedeihen konnnte. Er tat dem Menschen die Augen auf für die Na-

turfarbe der Dinge und die Ohren für die Klänge der Wirklichkeit, er verbannte aus der Volksdichtung alle gemachte Süßlichkeit und Salontirolerei, er lehrte uns die Dinge beim Namen nennen und nicht vor jedem Naturgeschmäcklein die Nase zuhalten.

Mit sicherem Blick für seine Eigenart begann Lienert mit den mundartlichen Erzählungen Flüehblüemli (Zürich 1891), denen zwei Jahre später die Jodler vom Meisterjuzer folgten. Zwar haben seine Erstlinge noch einen ungelenken Gang, noch fehlt die künstlerische Rundung und die sichere Charakterzeichnung der spätern Erzählungen; dafür schöpft er mit seinem hölzernen Geschirrlein an der Quelle volkstümlicher Phantasie, und überrascht durch Reichtum der Bilder, Fülle der Einzelheiten, scharfe Beobachtung, dichterische Beseelung und Vertiefung der Natur, genaue Kenntnis und ungeschminkte Darstellung des Volkslebens, saftige Frische und Manigfaltigkeit des Ausdrucks, derb volkstümlichen Humor. Natur und Menschenleben erscheinen als eine große Einheit, und man könnnte wie bei Hebel von einer Verbauerung des Universums reden. Er schaut die Natur mit den Augen seines kecken Alpenvölkleins und nimmt die Vergleiche aus seinem Alltagsleben: «'s ist e heiße Summertag gsi, d'Sunne häd brännt wie wänn sie müeßt Anke ussüde für d' Himmels-Chuchi und e paar Guetwätterwulke sind ful im Chnistbloe umegstriche wie Blaumändiglüt.»

Nicht weniger lebendig stellt der Dichter die menschlichen Vorgänge dar, und man genießt in seinen Genrebildern das Volksleben aus erster Hand. Mit drastischer Anschaulichkeit wird der abendliche Besuch der Nachtbuben geschildert, oder ein Kiltgang mit nachfolgender Prügelei, das Fastnachtstreiben, die Chilbi, der Einzug des Bischofs, eine Kaffeevisite mit Gespenstergeschichten, eine ausgelassene, nahrhafte Bauernhochzeit: «D' Wirteni,

die dick Anna Kathri, ist wie nüd gschid umenand gsprunge und hät glänzt wie ne Läbkucheschiebe, und dr Wirt ist im Chäller unne vor'm Fass ghuret ud hät gluegt, wie viel Wasser as bruchi, bis 's us dickrotem Wi Schiller gäb . . . . Die Ledige händ inegschoppet, inegworglet und abedruckt, bis z'letzt nümeh hend chönne verrode as d' Auge, vo dere Süspies noe. 's Surchrut ist ene vorcho wie Mist, wome z' gablewies aleit, das dr Appetit wieder vürewachsi.»

Mit feinerer Kunst als in diesen niederländisch derben Dorfbildern behandelt Lienert seine Mundart in den zwei Vers-Idyllen 's Mirli (1896) und 's Heiwili (1908), beide in dem volkstümlichen vierhebigen Vers gedichtet, der sich dem einfachen Gegenstande viel besser anpaßt als der geschwätzige Hexameter. Die erste verbindet in glücklichster Weise die Ursprünglichkeit eines ungebrochenen Volkstums mit der Romantik der fahrenden Leute. Die zweite, unrealistisch, mit einer starken Dosis Sentimentalität durchtränkt, mutet wie ein erzähltes Volkslied an. Wie wird hier die Mundart zum vielstimmigen, seelenvollen Instrument, das der Dichter spielend beherrscht und das alle Töne hergibt, die er für die verschiedenen Stimmungen braucht. Bald klingt sie weich und gedämpft wie eine alte Volksmelodie, bald laut und herzhaft wie ein Jauchzer aus jugendfrischer Kehle, bald lacht sie hell und klar wie ein Sommermorgen, bald leuchtet sie in den zarten Farben des Abendrotes. Die Schilderung der Nacht ist so mit Stimmung und poetischer Anschauung gesättigt, daß sich in der deutschen Literatur nicht viel Gleichwertiges finden dürfte:

D'Nachtfrau goht heimli um im Land;
Si trait äs Chrüegli i der Hand,
's heißt, ihri Träne gütschled dri.
Si bschütted jedes Stüüdeli,
Und wo sie umgoht, fallt äs Tau,

Uf jedes Muggefäckli au,
Am Wäg uf Üserherrgeds-Chlee.
Nie dörf si d'Sunneheitri gseh,
Und wänn dr Morgedstärn verwacht
Und's tage will, wo ist d'Frau Nacht? —

Jetz gspeisted si det übre Wäg,
Ä Hüel hocked ufem Stäg.
Im Öidland huurt ä Wintertroll (Kobold),
D'Weid ist vo Nachtfyfaltre voll.
D'Nacht schlycht is Dorf zuem Stärbe müed,
's tönt neimewo äs Wiegelied.
Jetz sitzt si ufe Brunnerand,
Löist trurig ihres Schleierband,
Ufgönd 're ihri dunkle Hoor
Und flüttred über Tür und Tor;
Si flüttred übers Chämi us,
Si zittered ums Sebis Hus.

— — — — — — — — — —

Dieses kleine Meisterwerk zeigt Lienert in seinem ureigensten Element: der mundartlichen Lyrik. Alle frühern Dialektdichtungen erscheinen nur wie einzelne Triller und Oktaven, Fingerübungen und Etüden, bis 1906 das Schwäbelpfyffli erklingt, dieses wunderbare, in Motiven und Variationen unerschöpfliche Instrumentlein, das nur darum so reine Töne hervorbringt, weil es sich der Dichter, der jetzt eben die Fünfzig überschritten hat, ein Leben lang hat sauer werden lassen.

Fürwahr, man muß ein Sohn der Berge sein, um so das Rauschen des Bergbaches und der heimischen Tannenwälder, das Leuchten der Sonnne im Alpensee und den Duft der Matten und der Nelkenstöcke vor den Fenstern einzusaugen, man muß mit diesem Volke jung gewesen sein, um so genau zu wissen, wie es unter seinem Brusttuch fühlt und was für Mucken hinter seinen schalkhaft blitzenden Augen lauern. Aber man muß vor allem ein

echter Poet sein, um so die Natur zu beseelen und alles Menschendasein dichterisch zu verklären. Wie lachen alle Dinge vor den kindlich unbefangenen Blicken dieses Dichters und wie kommen sie uns so geschwisterlich nahe. Der Frühling geht in feierlichem Zug mit der Monstranz durch die Welt und alle Kreatur neigt sich vor ihm; oder er ist der Ritter Mai, der wie einst Neidhart von Reuental die Jugend mit unwiderstehlichem Zauber anzieht:

Großmueter uf, dr Mai, dr Mai!
Uf's Stägebrüggli was hät Bei!
Det ryted'r dur d'Linde.
Los, wien er sys Trumpetli spilt!
As 's juchst i alle Winde,
As 's juchst i alle Chinde.
Und wird dr Vatter nu so wild,
Ich lauff em noe üb're Rai,
Es blybt jo hür kei Mänsch ällei.

In der Sommernacht wispert es heimlich, wenn d'Nachtfyfaltre «gäuerled im Stärneschy», und die Tautröpfchen als farbige Laternchen dazu leuchten, bis sie der Morgenwind verlöscht. Die Käfer halten ihre Prozession, die Schnecke freut sich ihres Häusleins und das Liebfrauentierchen (Marienkäferchen) seiner Tulipane mit den «gflämte Schalisy.» Hier gilt kein Unterschied von Groß und Klein, und der Kaiser der Franzosen ist nicht wichtiger als so ein kleines Naturwesen. Gütig und frohgemut schaut der Herrgott aus seinem Guckfenster herab und macht Regen und Sonnenschein. Und kommt der Gipser Winter und stäubt seinen Sack aus, dann wird's erst recht gemütlich im Schweizerland:

Bhüet Gott, ihr frönde Gugger,
Jetz simmer under üs.

Die schönsten und reichsten Töne findet Lienert für die Liebe, die er nie genug preisen kann. Bald träumt und

sehnt und trotzt er als jugendlicher Liebhaber, bald betrachtet er «'s Wybervolch» mit der heitern Beschaulichkeit des Mannes, der sein Schäflein im Trockenen hat; bald rührt er mit zarter Hand an das silberne Glockenspiel, das in einer keuschen Mädchenseele «uf's Lüte planged», bald «bröiged» er mit den Nachtbuben um die Fensterläden.

Seine Mädchen haben ebenso wenig Anlagen zum Kloster als die Jünglinge, denn es geht ein «Züsler» um, der überall ein heimliches Feuerchen ansteckt. Und wenn die Mutter warnt: bete zum Heiligen, so erwidert die Tochter: was nützen mich alle Heiligen, «und hanged zwänzg im Stübli, he, keine brucht es Wibli.» Und wenn der Vater die Tochter ans Spinnrad zwingt, dann sind ihre Gedanken draußen bei den Knaben, die vergebens Einlaß begehren:

Rädli, Rädli gump und tanz!
's ist vorusse heiterglanz.
'd Buobe sind ums Mürli.
Wäni sibe Hämli ha,
Müönd allsäme Rigel la
Bis is Guggehürli.

Für die dunkeln Erscheinungen im Leben hat das Schwäbelpfyffli tiefe und reine Töne, die nicht nur aus der Phantasie, sondern aus einem gütigen Herzen kommen. Es ist gewiß nicht nur ein romantisches Bedürfnis des Dichters, sondern eine starke Liebe zur leidenden Menschheit, die Lienert mit Vorliebe die Fahrenden besingen läßt, die Heimatlosen, die Verlassenen, den Stromer, den Schnapsludi, den Korber, den fahrenden Pfeifer. Erschütternd und versöhnend zugleich klingt das Lied des verlassenen Mädchens: «'s Fahrimaitli» mit dem wunderschönen Schluß: „Villicht as dir ä Ängel Äs Chind is Schöißli leit, Wo i sym chlyne Händli Dr Himmelsschlüssel treit.» Das ergreifendste Symbol für das Gefühl des Verlassenseins hat er im Bild des von der Katze bedrohten Vogelnestes gefunden:

's Lärchenästli.

Keis Wüleli am Himmel,
D'Bärg sind voll Obedrot,
Im Tal isch lang scho dimmer;
Mi weißt nüd was det goht.

Im Tal isch lang scho dunkel. —
Wie isch mer schwär und bang.
Es ist mer, syg äs Lärchli
Im Sunneundergang.

Es ist mer, wie wän dunne,
Im teuffe, dunkle Land,
Ä Chatz mys Näst umchrallti
Und zehrti's usenand.

Das Vanitatum Vanitas wird in dem Gedicht «Stärne» zu einem geschlossenen Bilde des Lebens, das an Böcklins «Vita Somnium breve» erinnert. Religiöse Kopfhängerei ist diesem Dichter fremd, ein tiefes, reines Empfinden spricht aus seinen Legenden, und Eichendorff hat keine schönern Marienlieder als Lienerts «Dr änglisch Grueß.»

Aber durch Ernst und Schmerz bricht immer wieder der Glanz einer weltfreudigen Seele durch; was hilft es, an den Abgründen des Lebens zu stehen oder in ihren dunklen Tiefen zu versinken: nach der Sonne muß er schauen und mit dem Naturburschen, dem es in allen Muskeln juckt, das Leben kräftig erfassen so lange es blüht, der «Landjäger Tod» ist zeitig genug hinter uns her. Das natürliche Reimwort auf «Lanzig» ist für ihn «tanzig», und zu dem «Hüsli» gehört unbedingt das «Gspüsli.»

Am rassigsten zeigt sich Lienerts Temperament in den zahlreichen «Nachtbuobeliedli», wo die überschüssige Kraft eines gesunden Volksschlages sich in wilder Rauflust äussert, und in den vaterländischen Gedichten, wo die Faust des Alpensohnes sich nicht mehr gegen seinen Nebenbuhler und für sein Maitli ballt, sondern sich kraftvoll um

Schwert und Fahne schließt und die Landvögte verjagt oder dem Pfeifer Lieni ins Welschland folgt:

H a a r u s !

Vor alte graue Zyte
Hed's underem große Mythe
Kei Landvogt lang verlitte.
Si hendsi welle rode,
Sind gleitig mitem z'Bode,
Hend grüöft vo Fluo zur Fluo:
Gang du am Tüfel zuo!

Haarus!

Hed's neimer welle wage
Und d'Schwyzer näh am Chrage,
Mit Lüt und Roß und Wage, —
Hends Trumme gnu und d'Pfyffe
Und hend zuom Chnüttel griffe,
Zuom Fähndli, bluotzündrot:
Mer schland die Fötzel z'tod!

Haarus!

Si hend kei Strytt nüd gschoche,
Heigs ghaue alder gstoche,
Die Burge hend sy b'broche,
's hed mänge afa bleiche,
Scho lang vor ihre Streiche;
Hed grüöft: Los, d'Schwyzer chönd!
Ghörsch nüd wie's d'Bärg ustönt:

Haarus!

Henusode, die Trümme
Und Chnüttel hemmer nümme,
Vil Rügge tüönd si chrümbe.
Wer aber 's Best hed ghalte,
's Guräschi vo dä Alte,
Haut hüt wie albig [1]) dri
Und fallt vor keim uf d'Chnü.

Haarus!

[1]) vormals.

Eines sollte man bei Betrachtung dieser schlichten Lieder nie übersehen, die feine Kunst, die darauf verwendet ist. Es war eine Lust, in den letzten Jahren der formenden Künstlerhand Lienerts zu folgen, der sich die widerstrebende Mundart immer williger fügte, zu sehen, wie er wuchs, wie er feilte und rundete und Ueberflüssiges herausschnitt, bis er jene volksliedmäßige Gedrängtheit erreichte, die seine letzten Lieder auszeichnet. Wie ein begabter Volkssänger versteht er die Kunst des Frag- und Antwortspiels. Er kennt das Geheimnis des Kehrverses und weiß ihn zum Träger des Hauptgedankens zu machen, wie in dem lieblichen «Chani cho?», oder läßt in ihm wie in einem Glöcklein den Grundton durchklingen, wie in dem Gedicht «Lampig», wo die Stimmung unglücklicher Liebe sich zu dem wiederkehrenden Vers «Im Räge und im Wind» verdichtet. Wie schalkhaft ist das köstliche mundartliche Diminutiv «es Birebitzeli» wiederkehrend verwendet in einem «Nachtbuobeliedli», und wie glücklich ist der Rhythmus des Reitens eingefangen im Kehrvers des Liedchens vom abblitzenden Dragoner:

Fuchs im Loch.

Maiteli tuo 's Lädeli zuo!
's chunt ä Dragunerbuob.
Ridirädiradihüpphüpphüpp!
Lot dr kei Ruob.

Maiteli tuon uf dy Tür!
's Füchsli, schier chunt's mer vür,
Ridirädiradihüpphüpphüpp!
Stale's by dir!

Bürschteli, ryt weideli zuo!
's ist scho ä Fuchs i d'Huob.
Ridirädiradihüpphüpphüpp!
's Nochbers rot Buob.

Und was unter Tausenden kaum einem gelingt: einen wirklichen und wahrhaftigen Volksreim zu schaffen, das glückt diesem Naturmenschen; etwa in dem herrlichen «Jnukerli» mit seinem Dilidäli-Refrain, oder in

Dr guldig Eumer.

Häx, Häx, alti Häx,
Mit em lange Mässer!
Hindrem Ofe, uf dä Gasse,
Tuot dä chlyne Chinde passe.

Häx, Häx, alti Häx!
Chinde, folged weidli!
Dusse huurt si uf dr Stäge,
Sait ä böise Wättersäge.

Häx, Häx, alti Häx!
Üserherrged gseht di.
Trybt sy Schööifli us, die groe,
Trait dr guldig Eumer noe.

Häx, Häx, alti Häx!
Machst is Rägewulche.
Chunt dr guldig Eumer gfloge,
Hät dr Räge ufezoge.

Mit hochdeutschen Versen hat sich Lienert nur zweimal abgegeben, in den Liedern des Waldfinken (97) und in dem lustigen Sang Der letzte Schwanauritter (96), und es verrät eine richtige Einsicht in das Wesen seiner Muse, daß er dieses Gebiet längst preisgegeben hat. Das fremde Kleid will ihr nicht anstehen, hemdärmlig muß sie durch die Welt wandern, wie der Dichter selbst in einer köstlichen Skizze hemdärmlig durch die Stadt Zürich geht. Neben der herben Würze seiner Mundartpoesie erscheinen seine hochdeutschen Verse blaß und farblos.

Ja selbst seinen hochdeutschen Erzählungen schaut die Sehnsucht nach dem heimatlichen Idiom über die Schultern, besonders den heitern Geschichten. Denn wo es sich um Darstellung des Volkslebens, um das innerste Fühlen und Denken einfacher Menschen handelt, da hat die Mundart ungleich mehr Ausdrucksmittel und eine ungleich überzeugendere Kraft der Charakterisierung. Hier kommt eben nicht nur der begriffliche Gehalt der Sprache in Betracht, sondern ihre Bildlichkeit und Anschauungskraft, ihre lebendige Fülle, ihr Reichtum an Ausdrücken und Formen, der musikalische Klang und Rhythmus, der das Leben und Denken des Volkes begleitet wie die Melodie den Text des Liedes.

Wenn man aber die Frage stellen wollte: Warum ist denn Lienert nicht auch in den Erzählungen bei der Mundart geblieben, wie in seiner Lyrik?, so könnte er mit der Gegenfrage antworten: Wer würde dann meine Geschichten lesen? Es ist eine verbreitete und im Grunde richtige Anschauung, daß die Mundart zum Sprechen da ist und sich nicht gern in das Netz der 25 Buchstaben einfangen läßt. Wer auf einen weitern Kreis wirken will, der muß sich einer Sprache bedienen, die in die Weite klingt und die auch mit Papier und Druckerschwärze vertraut ist. Die Anerkennung, die Lienert jenseits des Rheins genießt, gilt denn auch in erster Linie seinen Erzählungen, während seine Mundart-Lyrik den deutschen Lesern noch ein Buch mit sieben Siegeln ist und wahrscheinlich bleiben wird.

Allein Lienerts Hochdeutsch ist so mit mundartlichem Sprachgut durchtränkt, daß uns daraus ein stark schweizerischer Erdgeruch entgegenweht, und dabei ist er ein größerer Künstler als Gotthelf, der die Elemente allzu wahllos und zufällig mischt. Mit klarem Kunstverstand webt er dieses feine Gewebe, in dem die Schriftsprache mit ihrer Syntax und Flexion den Zettel, die Mundart mit ihrem reichern Wortschatz, ihren freundlichen Diminutiven

und manchen charakteristischen Formen den starken Einschlag abgibt, eine Sprache, die ganz sein Eigentum und ein natürlicher Ausdruck seiner Persönlichkeit ist.

Und auch hier wie in der Lyrik sehen wir Lienert aus tastenden Anfängen heraus in treuem Ringen zu bewußter Künstlerschaft emporwachsen. Zwar sind schon die frühern Erzählungen eine wahre Fundgrube volkstümlicher Wendungen und origineller Vergleiche: das Kind beinelt, trämpelt, plämpelt, wädelt, höselt, die Mutter küchelt und kräpfelt; das Anneli grumset und neuset. «Der Roni sperrte Mund und Augen auf, als sähe er die Glori-Engel im Himmel einen Hopswalzer bödelen.» Einer «schmunzelt wie ein Schmalzpfännlein.» Die Nase der Portiuncula (Schmiedjungfer) glänzt wie eine frisch geputzte messingene Türfalle. Der Schulmeister sagt zum Tanzgeiger: «Schau, ich verwilde schon bei den Buchstaben, wie sollte einer ab den verflixten Noten, die herumspringen wie Flöhe im Garn, nicht fuchsteufelswild werden.» In Eigennamen und Schimpfwörtern beutet er die Mundart tüchtig aus: ein redseliger Schulmeister heißt Blodeler (was wir ihm hoffentlich nicht übelnehmen werden), ein Gerichtssubstitut Schnätteler-Zingg, eine Tochter wird unzärtlich Krüppelgrotze, Geiferlätsch, Wetterhex, Flattertschup, Strubelkopf, Nachthüel genannt, und etwa entfährt einem ein aufrichtiges Kreuzfisidonnerhagelabeinander oder ähnliche fromme Gefühlswörter. Allein der Wert dieser ältern Erzählungen liegt doch mehr in solchen Einzelheiten als im Gesamtwerk, in Naturbeobachtungen, Genrebildern, humoristischen Einfällen; sie erscheinen wie Vorübungen zu den spätern, wo die Wahl der Motive glücklicher, die Durchdringung des Stoffes tiefer, die Durchführung der Charaktere sicherer, der Einklang zwischen Inhalt und Form strenger wird, bis alle Linien sich schließen und das Ganze sich rundet zum einwandfreien Kunstwerk.

Den ersten bedeutenden Wurf tat Lienert mit seinen Kindergeschichten Das war eine goldene Zeit (1906), die er 1910 im Bergspieglein fortsetzte. Warum sind diese beiden Bücher die Lieblinge unserer Jugend? Erzählen sie etwa von fremden Vögeln und Menschen und romantischen Abenteuern, von spannenden Ereignissen und Begebenheiten? Sind sie in himmelblauen Märchendunst oder sentimentale Theaterschleier gehüllt? Nichts von alledem. Sie erzählen nur, was gesunde Jugend überall erleben kann und erlebt hat: alltägliche Spiele, Bubenehrgeiz und Kindereinfalt, Kartoffelbraten auf der Weide, Schulschwänzen, Kilbileben, die kindliche Politik im Kampfe mit den Großmächten Elternhaus, Schule, Gemeindepolizist, Christkindli und Samichlaus. Es ist eine kleine und unscheinbare Welt, aber mit den Augen des Dichters geschaut, der wie die Sonne über den Morgentau geht und aus jedem Wassertröpfchen eine kostbare Perle schafft. So leuchtet die unerschöpfliche Phantasie und der goldene Humor eines Gottfried Keller über Gerechte und Ungerechte und verwandelt die Welt der kleinen Sorgenleute, der Gevatter Schneider und Kammacher, der Seldwyler Falliten, der hungernden Künstler und der unglücklich Liebenden, und aller von äußern und innern Nöten Geplagten in ein lachendes Märchenland. So spielt in Lienerts Dichtung der Glanz der eigenen glücklichen Jugendzeit in tausend Farben, und alle Dinge leuchten in seiner Hand und lachen und jubeln uns zu: siehe, so reich und schön ist diese kleine Welt und so herrlich wie am ersten Tag.

Einige Perlen der Kindererzählung finden sich auch in Lienerts letztem Bande Bergdorfgeschichten: das köstliche «Blaue Wunder», das feine «Lützelweißchen», das von erschütternder Tragik erfüllte «Hustende Seppeli». Im ganzen ist dieses Buch freilich mehr für Erwachsene geschrieben, besonders da, wo der Dichter

seiner kräftigen Lebens- und Liebeslust die Zügel schießen läßt, wie in dem heitern Liebesgeschichtlein «Das Altarbild», oder dem ausgelassen fröhlichen «Der kalte Brand». Diese Erzählungen zeigen den Dichter auf der Höhe seiner Kunst und verraten eine tiefe Einsicht in die Gesetze der Erzählung; eine Geschichte wie «Die Landstraße» steht mit ihrer sichern Exposition, ihrem klaren Bau, ihrer strengen Geschlossenheit bei aller Fülle der Motive weit ab von der Sorglosigkeit und dem verschwenderisch redseligen Fabulieren der Erstlinge. Und welche Meisterschaft er in der Behandlung der Sprache, seiner Sprache ereicht hat, wird einem klar, sobald man versucht, seine Erzählungen in reines Hochdeutsch zu übersetzen, und findet, daß es nicht geht, weil sie notwendig gerade diese Form haben müssen, die ihnen der Dichter gab. Immer deutlicher auch scheint Lienert erkannt zu haben, in welchen Gattungen er das Beste leistet: in der mundartlichen Lyrik, in der Kindergeschichte und in der knappen volkstümlichen Erzählung.

In größern Kompositionen versagt seine Kraft leicht, und historische Darstellungen mißlingen ihm gern, sobald sie über den Rahmen seiner eigenen Anschauung hinausgehen. Einen bedeutenden Wurf aber hat er im Schellenkönig getan, offenbar weil er hier aus lebendigem Volkstum und junger Ueberlieferung schöpfen konnte. Nie wieder ist Lienert ein so kraftvoller und durchgeführter Charakter gelungen, wie dieser historische Roßknecht Felix Rychmuoth, der 1799 im Kampfe gegen die Franzosen unterging. In ihm vereinigen sich ursprüngliche Volkskraft, derbe Rauflust, wilder Freiheitssinn, jugendliches Draufgängertum, Körperkraft und Gewandtheit, List und Verschlagenheit mit der Beschränktheit und Starrköpfigkeit des Hirten, der die Folgen seiner Unternehmung nicht einzusehen vermag. Eine halbe Seite aus dieser packenden Erzählung, die übrigens

der Verein zur Verbreitung guter Schriften in einem billigen Hefte herausgegeben hat, mag zeigen, zu welcher Kraft der Darstellung sich Lienert hier erhoben hat. Eine französische Abteilung unter Führung eines Wachtmeisters steht der drohenden Schar der Hirten gegenüber, um aus ihrer Mitte den Rädelsführer zu holen; Rychmuoths Feind, der Hänel (der Ziegerherr) steht bei den Landesfeinden:

Aus der Schar der Bauern hatte sich einer herausgedrängt und stand nun vor dem Truppenführer, stolz, mit blitzenden Augen und leise zitternden Nasenflügeln: «Ich bin der Rychmuoth», machte er mit einer heiseren, keuchenden Stimme.

Der Unteroffizier maß ihn prüfend vom Kopf bis zum Fuß, wandte sich dann zum abseits stehenden Ziegerherrn und fragte: «Sagt Ihr, spricht dieser die Wahrheit, ist er der Rebellenkapitän?»

«Ja,» antwortete nicht allzulaut, aber mit einem triumphierenden Grinsen der Hänel.

Im selben Augenblick fuhr der Wachtmeister taumelnd zur Seite, ein entsetzlicher Angstschrei gellte: der Rychmuoth hatte sich mit dem dem Wachtmeister entrissenen kurzen Säbel auf den Ziegerherrn gestürzt. Ein Blitzen in der Luft — der Hänel platschte, furchtbar über den Kopf getroffen, auf den Rücken; sein rasender Angreifer warf sich über ihn hin und grub ihm, jauchzend vor Wut, die blinkenden und knirschenden Zähne in die Kehle. Ein Schrei des Schreckens kam aus der Schar der Hirten und ein rasches Aufblitzen aus einem fränkischen Brandrohr.

Der Rasende stöhnte auf und sank tiefer auf den zuckenden Leib seines Verräters. Aber unter Ächzen und Stöhnen hob der zu Tod getroffene Rychmuoth mit der Kraft der Verzweiflung sein schwarzkrauses Haupt. Unbändige Wildheit dräuete aus seinen dunkeln Augen, und

schäumendes Blut troff von seinen Lippen. «Haarus», röchelte er verzweifelt, «haarus!»

Ein Zittern und Schaudern ging durch seinen starken Leib, darnach fiel er schwer auf seinen toten Feind und bewegte sich nicht mehr. —

Neben dem Schellenkönig hat Lienert nichts Gleichwertiges aufzuweisen, auch Das Hochmutsnärrchen nicht, in dem die historischen Begebenheiten in blassen Hintergründen verdämmern; es soll uns dennoch wegen seiner prächtigen Jugendgeschichte willkommen sein. Denn warum sollten wir die Federchen von unsres Dichters Rocke lesen! Freuen wir uns lieber dieser so ganzen, echten Poetennatur, dieses gesunden und ursprünglichen, durch und durch schweizerischen Menschen.

Wo in der deutschen Literatur hat er seinesgleichen? Wo ist der, durch den er ersetzt werden könnte? Ich finde keinen. Man erinnert sich wohl etwa des Ritters Neidhart von Reuental, wenn er tanzlustig ausruft: rûmet ûz die schämel und die stüele! Oder des thurgauischen Minnesingers Steinmar, wenn er sinnenfreudig den Herbst besingt:

herbest, trût geselle mîn,
noch nimm mich ze ingesinde:
mîn seele ûf eime rippe stât,
wâfen! diu von dem wîne darûf gehüpfet hât.

Das eine und andere Gedicht Lienerts klingt wie ein modernes Tagelied. Aber die mittelhochdeutschen Dichter stehen an Reichtum der Erfindung und an Tiefe der Persönlichkeit weit hinter dem Sänger unserer Tage zurück. Am verwandtesten ist er mit Hebel: verwandt in der innigen Betrachtung und Beseelung der Natur, verwandt in der quellfrischen Art seiner Sprache, verwandt in der bäuerlichen Gesundheit und volksmäßigen Frische, in seinem überlegen schalkhaften Humor; verwandt auch in der Vorliebe für kleine Formen; Lied, Idylle, kurze Erzählung.

Aber Lienert übertrifft ihn an urwüchsiger Kraft und Bodenständigkeit, an Rassigkeit des Temperamentes, an rücksichtsloser Wahrheit des Ausdrucks. Er verhält sich zu dem liebenswürdigen rheinischen Kalendermann, wie der schäumende Bergbach zu der lieblichen Wiese. Das Rauschen der Sihl und der Jauchzer des Alpensohnes geben in den Bergen ein ganz anderes Echo, als das freundliche Geplauder des Schwarzwaldbaches. Und der Alpenwald mit seinem Bergsee hat dunklere und wildere Reize als der Feldberg, in dessen Schoß die Wiese als ein «Bütschelichind» schläft. Der Sinn dieser Worte ist nicht, unsern herrlichen Hebel irgendwie zu verkleinern, sondern zu zeigen, daß Lienert ein Dichter von eigener Art ist.

Zum Schluß eine Frage: Was berechtigt uns, in einer Zeit, die auf des Schwertes Schneide ruht, wo die Verteidigung des nackten Lebens und die Wahrung der nächsten Bedürfnisse Pflicht wird, der Poesie zu huldigen? Ich antworte: weil die Poesie mit dem Menschen geboren ward, weil sie ihm gerade in seinen schwersten Stunden als edle Freundin und Trösterin zur Seite gehen und ihm ihre milden Hände auflegen will. «Drum soll der Sänger mit dem König gehen, sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.» Weil aber in solchen Tagen der Sinn für das wahre und unverfälschte Menschentum lebendiger ist als je, wird auch nur eine Poesie bestehen können, die diesen Wahrheitssinn befriedigt und allem falschen Flitter und fremden Tand abhold ist. Darum ist gerade jetzt die Dichtung Meinrad Lienerts eine gesunde geistige Nahrung für unser Volk, dessen beste Kräfte in seinen Werken lebendig sind. Führen wir unsere Jugend und unser Volk an diese Quellen heran und lassen wir sie daraus trinken. Für sie hat Lienert seine mundartlichen Lieder gesungen, ihnen hat er seine Kindergeschichten und Erzählungen geschenkt, für sie hat er die schweizerischen Heldensagen gesammelt und in einer vorbildlichen Weise erzählt. Sie sollen daraus er-

kennnen, was wahr und gesund ist, stark und treu, lebenskräftig und tatfreudig, vaterländisch im besten Sinne des Wortes. Nicht nationale Engherzigkeit wollen wir pflanzen, denn wir wissen, daß die Kultur sich nicht durch Grenzpfähle abstecken läßt, dankbar erkennen wir den Segen, der uns aus den Geistesschätzen von jenseits des Rheins fortwährend zuströmt in tausend unsichtbaren und unzerstörbaren Lebensadern. Aber die Zeit mahnt uns, das ewig Menschliche in eigener Form zu suchen, unser Volkstum als teuersten Schatz zu hüten und zu pflegen; zeigen wir diesen Schatz vor allem der Jugend, lehren wir die Jungen, daß sie die künftigen Hüter und Mehrer dieses Schatzes sind, wecken wir in ihnen die Freude an ihrer schönen Heimat und an schlichter und guter Schweizersitte. Lehren wir sie allen falschen Schein hassen, und in ihrem Volke das Wahre, Gesunde, Starke lieben und mehren, daß sie aus wahrhaftigem Herzen und männnlicher Seele, opferfreudig und tatbereit zu singen vermögen:

O mein Heimatland, o mein Vaterland,
Wie so innnig, feurig l i e b ich dich!